

Diese Gedichte habe ich für Frauen geschrieben. Die ersten mit 18 – vor über zehn Jahren. Ich schrieb sie heimlich. Für die Frauen und für mich. Niemand sonst wußte davon. Auch nicht von meinen Beziehungen.

Damals existierte weibliche Homosexualität offiziell nicht. Liebende auf der Straße, im Kino, im Roman, im Bekanntenkreis, in der Familie – das waren immer ein Mann und eine Frau. Zwei Frauen: unvorstellbar. Und nicht nur Sexualität im engeren Sinne war unter Frauen undenkbar. Unvorstellbar auch, sich überhaupt für Frauen zu interessieren, sie ernst zu nehmen, sie zu bewundern, gern zu mögen, zu begehren. Taten Frauen es, dann heimlich, ohne Vorbild, in der totalen Isolation.

Als ich die Gedichte schrieb, war ich Studentin. Ich pendelte zwischen meiner Kleinstadt-Familie und der Großstadt-Uni hin und her. Niemand durfte wissen, daß ich Frauen liebte. Oft nicht einmal die Frauen, in die ich mich verliebte. Ich selbst war zerrissen zwischen Stolz und Angst. Stolz, weil ich fühlte und wußte, daß ich recht hatte, Frauen zu lieben. Angst, weil ich – wenn es bekannt würde – meinen zukünftigen Beruf riskierte, die Achtung meiner Umwelt und auch die Liebe meiner Mutter (dachte ich früher – inzwischen weiß ich, daß es nicht so ist).

Fast alle Frauen, in die ich mich damals verliebte, waren bedeutend älter als ich und „heterosexuell“. Sie lebten mit Männern oder allein in einer Welt, die sie verachtet und ausgestossen hätte, wenn sie sich zu der Liebe zu einer Frau bekannt hätten. Sie konnten noch nicht einmal wie ich als Studentin wenigstens für Stunden oder Tage in der Anonymität einer Großstadt eintauchen. Sie waren fest verstrickt in die sozialen und beruflichen Beziehungen ihres „normalen“ Lebens. Die Folgen: Heimlichkeiten. Lügen. Ängste. Versteckspiel. Isolation. Demütigungen.

Trotz all dieser Belastungen bin ich auch früher nie auf den Gedanken gekommen, „normal“ sein zu wollen. Als jüngste

Schwester von drei Brüdern in einem vaterlosen Haushalt und in der Umgebung von starken Frauen aufgewachsen, hatte es mich schon immer empört, daß ich weniger wert sein sollte: weniger tun, handeln und entscheiden durfte als ein Mann. Darum habe ich wohl spontan, von Anbeginn an eine Mann-Frau-Verbindung abgelehnt: Ich fühlte, es würde ein Sich-Fügen in die Frauenrolle bedeuten, die ich so verachtete. Gleichzeitig fand ich Frauen sehr viel anziehender als Männer: menschlicher, vielseitiger, spannender, sinnlicher, klüger. Darum wogen selbst die Ängste, die mich bis zum Selbstmordversuch trieben, weniger schwer als die Vorteile einer Frauenbeziehung. Weniger schwer, als die Chance, menschlichere und gleichberechtigte Beziehungen zu haben.

Die Hoffnungslosigkeit und ohnmächtige Gewalt in meinen Gedichten resultiert also weniger aus der jeweiligen Beziehung (die unter dem Terror der Norm nie wirklich leben konnte), sondern mehr aus der Haltung meiner Umwelt. Eine Freundin hat kürzlich zu mir gesagt: „Wir heterosexuellen Frauen können noch so verzweifelt, noch so einsam sein, wir haben zumindest immer einen sozialen Halt und Schutz dank unserer ‚Normalität‘. Diese absolute Verzweiflung, die Gewalt und der Hass in deinen Gedichten zeigt, daß du das nicht hattest. Das unterscheidet sie von anderen Liebesgedichten“.

Seit einigen Jahren bin ich in der Frauenbewegung aktiv. Jetzt kann ich endlich offener leben, was ich bis dahin versteckte: meine Zuneigung zu Frauen. Endlich kann ich auch über mein Lesbischsein ohne Angst sprechen. Und auch über meine Gedichte. Mein enger Lebenskreis findet Frauenliebe selbstverständlich. Viele meiner Freundinnen lieben selbst Frauen. Für einige war das schon immer so. Andere haben durch die Frauenbewegung Frauen lieben gelernt.

Trotzdem wage ich immer noch nicht, diese Gedichte unter meinem Namen zu veröffentlichen. Ich weiß, daß dieses ängstliche Zögern realistisch ist: Vor ein paar Jahren habe ich eine Stelle verloren, weil ich Frauen liebe. Das wird sich in absehbarer Zeit nicht ändern. Denn wir fordern ja nicht nur das Recht, lesbisch sein zu dürfen; wir stellen die herrschende Norm, die Heterosexualität, infrage. Mehr noch: Wir glauben, daß die Weigerung, mit unseren Unterdrückern Bett und Leben zu teilen, zur entscheidenden Waffe im Frauenkampf werden muß.

Heute veröffentliche ich meine Gedichte, weil ich sie nicht länger heimlich für die Geliebte allein schreiben möchte. Und, weil ich den Terror der Selbstverständlichkeit von heterosexuellen Liebesgedichten nicht länger hinnehme.

Berlin, Frühling 1976